



Die Reifeprüfung

Harald Martenstein kehrt zurück an seine alte Uni in Freiburg – in der Umhängetasche eine einfache Frage: Wie ist es, heute zu studieren?

Von Harald Martenstein, Zeitmagazin, 29.12.2021

Ich wollte noch mal an meiner alten Uni in Freiburg studieren, am liebsten ein ganzes Semester lang. Es hat dann aber, anders als bei Heinz Rühmann in der *Feuerzangenbowle*, nur für zwei Wochen gereicht. Das ist nicht viel, schon klar. Die Redaktion war an einem Bericht interessiert, aber auch etwas besorgt: ob so ein Projekt nicht gefährlich werden könnte für einen Autor aus der Baureihe "alter weißer Mann", der sich durch gewisse Texte zum Thema Gendern unbeliebt gemacht hat? Ob es im Falle einer so problematischen Identität wie der meinen nicht klüger wäre, sich ein bisschen zu verkleiden? Bart ab, neue Haarfarbe, anderer Name? Verdeckte Recherche? Sogar das Wort "Leibwächter" fiel, bilde ich mir ein, aber das kann nicht stimmen. Heute würde man doch eher "Leibwächter*in" sagen.

Manche Kolleg*innen stellen sich, glaube ich, die Studierenden von heute als eine verschärfte Version ihrer selbst vor, der typischen 30-, 40-, 50-Jährigen im Medienbetrieb. Noch gerechter, noch veganer, noch mehr Haltung. Alle Generationen der Geschichte haben ja genau dieses erhofft – eine Jugend, die sich den Weg ihrer Vorgänger zum Vorbild nimmt. Auf konservativen Websites wird der deutsche Hochschulbetrieb übrigens ganz ähnlich geschildert, als eine Art Kaderschmiede der woken Kulturrevolution.



Dass die Jugend anders drauf ist, als die mittlere Generation sich das vorstellt, war ja auch jüngst am hervorragenden Wahlergebnis der FDP bei den Erstwählern abzulesen. Ich selber hatte vor meiner Reise keine Befürchtungen – nur Hoffnungen. Wie die Studentenkneipen wohl heute aussehen? Worüber würde ich wohl bis zum frühen Morgen mit den Kommilitonen diskutieren? Wie ist es, wieder ganz frei zu sein und sich treiben zu lassen? Ich habe ein möbliertes Zimmer gefunden, leider recht weit draußen in der Vorstadt. Meine Ernährung stellte ich, aus Nostalgie, teilweise auf Knabberzeug und Dosensuppen um. 1982 habe ich in Romanistik und Geschichte den Magister gemacht. Anstelle der Romanistik wähle ich diesmal aber als zweites Freiburger Fach die Germanistik, 1982 war der Fachbereich eine linke Hochburg. Da will ich hin.

Ich habe auf jeden Fall noch mal viel dazugelernt. Wenn zum Beispiel im Mittelalter ein Graf ein todeswürdiges Verbrechen begangen hatte, konnte es sein, dass er wegen seines Standes nicht hingerichtet werden durfte. Stattdessen verurteilte man ihn zu einer Art Shitstorm. Der Delinquent musste bei möglichst matschigen Bodenverhältnissen einen rüdigen, mit Jauche übergossenen und im Idealfall auch inkontinenten Hund tragen, und zwar barfuß bis zur Grenze seiner Grafschaft. Auf dieser in der Regel weiten Strecke begleiteten ihn Beschimpfungen und Spott seiner am Wegesrand versammelten Untertanen. Je mehr man über das Mittelalter erfährt, desto moderner wirkt es.

Die Vorlesung von Jürgen Dendorfer über "Politische Kulturen des Mittelalters" findet, als eine von wenigen, trotz Pandemie in Präsenz statt, also nicht nur im internen Netz der Universität. Einige Studierende, vielleicht ein Viertel, machen sich auf Papier Notizen, wie vor 100 Jahren. Der Rest beugt sich über Laptops oder Tablets. Um diese Vorlesung anerkannt zu kriegen, das heißt, um die ECTS-Punkte zu bekommen, die man sammelt wie einst Rabattmarken und auf die es beim Studieren heute ankommt, müssen Studierende bei



ihrem Professor eine mündliche Prüfung bestehen oder eine Klausur schreiben. Wozu ECTS-Punkte gut sind und was die Abkürzung bedeutet, ist eine hochkomplizierte Materie, vielleicht erkläre ich das besser später, sonst schlafen jetzt schon alle ein.

Eine Klausur, am Ende einer Vorlesungsreihe? So etwas Grausames wurde mir während meiner Studienzzeit nie angetan. Ich ging fast jede Woche in andere Vorlesungen – nach dem Lustprinzip. Was wir seinerzeit brauchten, hieß "Schein" und wurde einem von Professoren, die sich duzen ließen, mitunter geradezu aufgedrängt. Auch das Lesepensum der Studenten scheint sich seither ähnlich explosiv nach oben entwickelt zu haben wie die Weltbevölkerung. Ich habe Leselisten von etwa 30 Titeln gesehen, also Büchern und Aufsätzen, als dringend empfohlene Pflichtlektüre für eine Veranstaltung. Für jede Sitzung kommen dann noch Texte hinzu. Dazu müssen die armen Geschöpfe für ihre ECTS-Punkte Protokolle oder mehrere Essays oder beides verfassen, eine Klausur kommt oft noch obendrauf. Keine Gruppenreferate mehr, bei denen sich drei faule Säcke von zwei bienenfleißigen Studentinnen zu ihrem Schein durchschleppen ließen. So kannte ich das.

Studieren ist also heute keinesfalls einfacher als 1982, in dem Jahr, in dem ich, nach 14 Semestern an drei Unis, hier in Freiburg endlich Examen gemacht habe. Im Gegenteil. Für viele aus meiner Generation war das Studium eine Zeit der Selbstfindung, an deren Ende oft ein sicherer Job wartete, egal, was man studiert hatte. Ich rede hier von den Geisteswissenschaften. Während meines Studiums habe ich gelernt, einen Haushalt zu führen, meine Gedanken zu sammeln, bevor ich rede, und mich schnell in fast jedes Thema einzuarbeiten. Alles ist irgendwie interessant.

Gibt es an der Uni heute noch diese vielen Liebschaften, an die ich mich dunkel zu erinnern glaube, gibt es überhaupt Raum für alterstypische Exzesse, in Anbetracht solcher Leselisten? Ich habe keine Anzeichen dafür gefunden. Die Studentenkneipen, die ich kannte, sind natürlich fast alle verschwunden, neue konnte mir



niemand nennen, bloß ein paar Sportbars. Einzige Ausnahme: das Wirtshaus Neumeyer, das jetzt aber Café Atlantik heißt. Weil die Mieten so hoch sind, fahren viele Studenten abends in die Vorstadt, manche sogar 80 Kilometer weit, zu den Eltern. Da lesen sie dann Aufsätze.

Was ist bei der ersten Begegnung das Auffälligste an den Studierenden von heute? An irgendeinem Morgen habe ich beschlossen, eine Strichliste zu führen. Bis zum Abend hatte ich von meinen Mitstudierenden in diversen Veranstaltungen genau 38 Mal das Wort "genau" gehört. Wenn sie sich morgens im Spiegel sehen, sagen heutige Studierende vermutlich "Ah ja, ich bin das, genau". Abends, unter den Bettdecken der Vorstadt, seufzen sie: "Zeit zum Schlafen. Genau." Eine ähnliche Funktion, die Bestätigung des Sprechenden durch sich selbst, hatte zu meinen Tagen das Wörtlein "echt". Du, ich bin echt müde, du. Echt.

An der Fassade des ältesten Kollegiengebäudes steht noch immer der Satz "Die Wahrheit wird euch frei machen", ein Zitat aus dem Johannesevangelium. Im Inneren hat auch die Büste Otto von Bismarcks überlebt. Sogar die militaristische Inschrift "Sie kämpften und starben für die Rettung des Reichs" ist unangetastet geblieben, an der Ehrentafel für die im Ersten Weltkrieg gefallenen Studenten. Den Historiker freut das. Nicht weit davon hängt an der Wand ein Informationsblatt für Studierende mit folgendem Satz: "Sollten Sie für Ihren Abschluß nach GymPOI noch ECTS-Punkte im MDK-Bereich benötigen, wenden Sie sich an das FFS." Das ist die akademische Sprache von heute.

Am Schwarzen Brett werden immer noch Studentenjobs angeboten: Weinlese, Babysitter, Korrekturlesen, alles wie damals ... nein, dieser Job wäre 1982 am Schwarzen Brett wohl tabu gewesen: "Sugardaddy gesucht? Akademiker aus der Schweiz sucht Kontakt zu aufgeschlossenen Studentinnen. Biete großzügige Unterstützung, erwarte regelmäßige Treffen." Einer von sechs Zetteln mit Daddys E-Mail-Adresse wurde tatsächlich abgerissen. Es gibt also auch 2021



noch eine Art Sexualität an der Uni. Aber wie kriegt diese Studentin das alles bloß mit ihren Kurzeassays und der Leseliste unter einen Hut? Immerhin könnte sie dank der großzügigen Unterstützung in der Innenstadt wohnen.

Bei den Germanisten ist das Angebot an Vorlesungen, Übungen und Seminaren im Großen und Ganzen recht traditionell, Weimarer Klassik, Heine, Kleist, die Schriftstellerfamilie Mann. Das Thema "Aspekte der Genderlinguistik" klingt hingegen sehr heutig. Diese Veranstaltung findet aber leider, wie gewisse deutsche Verben, nur "unregelmäßig" statt.

Der Geschäftsführer des Deutschen Seminars, Harald Baßler, ist ein Mann, der sich über die Zukunft seines Fachs wenig Illusionen macht. In den Achtzigerjahren haben hier an die 3000 Menschen Germanistik studiert, heute sind es noch 1000. Damals seien die meisten Söhne und Töchter des Bildungsbürgertums gewesen, die typische Germanistin war ein Lehrerkind. Die Lehrerkinder sind irgendwie weg. Heute sei das Fach Germanistik bei Kindern aus Migrantenfamilien beliebt, typische Eltern arbeiten in Pflegeberufen. Viele machen hier aber nur schnell den Bachelor, vielleicht damit sie bei der Bewerbung ums nächste Praktikum ein abgeschlossenes Studium vorweisen können. Der einst erwartete Ansturm auf das hochwertigere Masterstudium ist an der Uni ausgeblieben. Die Fachhochschulen dagegen werden immer attraktiver. "Die kooperieren mit Firmen, das kann die Tür zu einem Job öffnen", sagt Dr. Baßler.

In den folgenden Tagen sitzen in der Bibliothek des Deutschen Seminars erwartungsgemäß dann auch nie mehr als ein halbes Dutzend Studenten. Das Gebäude wurde 1968 eingeweiht, an der Wand steht immer noch eine pathetische Parole von damals: "Hast du heute schon gelebt?" Ich frage Dr. Baßler, was bei den einst so rebellischen Germanisten heute politisch so los ist.

"Wenig. Es ist ruhig."



Später rede ich noch mit etlichen Lehrenden über dieses Thema. Alle werden das Gleiche sagen, nur in verschiedenen Worten. Klar, es gibt politische Gruppen, Klimademos, Fridays for Future, Plakate hängen an Zäunen, aber das betreffe nur eine Minderheit – eine sehr überschaubare. Studierende antworten auf dieselbe Frage meistens, sie seien wegen Corona seit einem Jahr nicht an der Uni gewesen, weshalb sie kaum jemanden kennen.

Auch zu den Bologna-Reformen haben alle ungefähr die gleiche Meinung. Begeistert ist niemand. Diese Reformen sollten, vereinfacht gesagt, gleiche Studienbedingungen in der EU schaffen und den Uni-Wechsel erleichtern. Real hätten sie das Gegenteil bewirkt. Alles sei komplizierter, verschulter, unfreier und bürokratischer geworden. Ob ich wisse, wie das mit den ECTS-Punkten funktioniert? Falls ich heute nichts mehr vorhätte, erkläre man es mir gern. Nur das Erasmus-Programm, mit dessen Hilfe man, vor Corona jedenfalls, ein Auslandssemester einschieben konnte, finden alle super.

Nein, noch etwas finden viele gut: Man versackt während des Studiums nicht mehr so leicht. Leistungsdruck diszipliniert. Aber warum soll man eigentlich nicht versacken? Ich kenne Leute, die fast zwanzig Semester studiert haben, dann ohne Examen abgingen und kraft ihrer an der Uni lange gereiften Persönlichkeit glückliche Millionär*innen geworden sind, von Scheitern würde ich da nicht sprechen. Bildung ist ein Selbstzweck, wie Sport. Sport muss man auch nicht groß begründen.

Schwendemann sieht das sicher genauso. Er sagt, dass es früher mit der Politik ähnlich war wie heute: Eine Handvoll Studenten führte das große Wort, wir anderen waren nur Zuschauer. Professor Heinrich Schwendemann ist Jahrgang 1956 und hat zeitgleich mit mir studiert, sogar mit dem gleichen Schwerpunkt, Nationalsozialismus. Kennengelernt haben wir uns trotzdem nicht. Er stammt aus dem Schwarzwald und ist in



seiner Heimat geblieben, ein ganzes Berufsleben lang. Jetzt hört er auf, dies ist sein letztes Semester. Sein Seminar über Ostpreußen ist brechend voll, was sicher auch der Fall wäre, wenn Schwendemann ein Seminar über die Geschichte des Semikolons hielte. Er ist charismatisch, witzig, er rockt das Haus. Im Seminar sagt er Sätze wie: "Es gab linke Nazis", wahre Sätze, für die andere womöglich einen rüddigen Hund durch die Freiburger Innenstadt tragen müssten.

Als wir Kaffee trinken, sagt er gut gelaunt: "Wir sind jetzt wie die alten Leute, die in unserem Dorf früher vor dem Haus saßen und die Welt nicht mehr verstanden."

Vorm Historischen Seminar trifft Schwendemann einen Professor, dessen Namen ich wohl besser nicht nenne. Der Mann sieht völlig erschöpft aus. Er sagt: "Ich hab heute den ganzen Tag durchgeprüft. Staatsexamen." Der letzte Kandidat hatte seinem Eindruck nach kein einziges Buch zu den Prüfungsthemen gelesen, da kam nur substanzloses Gelaber. Das war bitter für den Professor. Ich sage: "Der ist doch sicher durchgefallen." Der Professor sagt: "Nein. Dann klagen die Eltern, alles schon erlebt. Wer steht in so einem Fall hinter mir? Niemand."

Später spreche ich mit Ronald Asch. Professor Asch ist seit diesem Semester emeritiert. Er versteht den Kollegen. "Wenn er einen durchfallen lässt und Pech hat, bleibt er am Ende auf den Prozesskosten sitzen." Insofern gilt das Leistungsprinzip also doch nur eingeschränkt.

Asch hat nichts mehr zu verlieren, deshalb frage ich ihn nach politischem Druck: Darf man an der Uni wirklich nicht mehr sagen, was man denkt? Aufpassen müsse man natürlich schon, antwortet er. Ein Kollege habe zum Beispiel vor Studierenden das Osmanische Reich, Vorläufer der Türkei, als "rückständig" bezeichnet. Das war zweifellos wertend. Die Aufregung war groß. Asch zuckt mit den Achseln. "Der Kollege ist mit einem



Streifschuss davongekommen." Näher erklären möchte er das nicht.

Das Osmanische Reich – dies sage jetzt ich – war eine verrottete Despotie und Kolonialmacht, die am Ende nichts mehr auf die Reihe gekriegt hat. Aber auch Sultane haben ihre Fans, wie es scheint.

Um die politische Stimmung an der Uni noch detaillierter zu checken, besuche ich die Toilette der Universitätsbibliothek. Klosprüche können eine wichtige, weil ungefilterte Quelle für den Historiker sein. An den Klowänden steht "Kein Ökokapitalismus!", "Stasi-Security raus!" sowie, für mich einigermaßen überraschend, "Ulbricht = Volksverräter". Die Parole "Keine Gitarren für talentlose Hippies!" wäre auch 1982 mehrheitsfähig gewesen.

Die Historiker bieten im Vorlesungsverzeichnis ein ähnliches Themenspektrum wie die *Spiegel*-Titelstorys der letzten Jahre. Hier eine Auswahl: Kolonialismus und Genozid, Geschichte des modernen Rassismus, Geschichte der Nachhaltigkeit, Umwelt und Gerechtigkeit, Mode und Moderne, Geschichte der Feindbilder, Geschichte der modernen Polizei, Chinesische Umweltgeschichte, Geschichte des Waldsterbens, Kolonialismus im Mittelmeerraum, Antisemitismus als popkulturelles Problem. Das Karibik-Seminar "Piraterie, Sklaverei und Gelbfieber" verspricht Action pur, das Seminar "Lesbische Lebenswelten im deutschen Südwesten" wäre natürlich eine reizvolle Herausforderung. Besucht habe ich dann Seminare, Proseminare oder Übungen zu den Themen Umwelt und Gerechtigkeit, Nachhaltigkeit, Rassismus, Antisemitismus, Kolonialismus und Waldsterben. Zum Abschmecken dieser vielleicht doch etwas wenig diversen Mischung fügte ich ein Seminar über die mittelalterliche Märendichtung hinzu – ich hatte keine Ahnung, was das ist – sowie die Vorlesung über politische Kulturen des Mittelalters.



Manche Veranstaltungen finden in Freiburg auf Englisch oder Arabisch statt, das ist mir zu anstrengend. Im Studium generale, das sind offene Angebote für alle Studierenden, kommen die trendigen Islamwissenschaften auf 15 Veranstaltungen, die Philosophie auf fünf, Physik nur auf eine. Um Naturwissenschaften kümmern sich zum Glück schon die Chinesen.

In den Seminaren gibt es immer eine Vorstellungsrunde. Ich sage jedes Mal, dass ich vielleicht eine Reportage für das ZEITmagazin schreibe. Die Reaktion ist immer die gleiche – freundliches Desinteresse. Ich bin wohl auch deshalb nirgends aufgefallen, weil es an der Uni von Leuten meiner Generation nur so wimmelt. In fast jeder meiner Veranstaltungen saßen ein, zwei Rentner-Studenten, die es noch mal wissen wollen. Studierende sind jung oder 60 plus. Die dazwischen sind die Dozenten. In den Seminaren sind die Senioren auffallend aktiv und reden viel. Wie auch bei jungen Studierenden sind Frauen in der Überzahl. Wenn ich heute zwanzig wäre und Karriere machen wollte, als Mann, würde ich es vielleicht auch eher in der quotenfreien Immobilienbranche versuchen als bei den Geisteswissenschaftlern.

In der Studierendenberatung habe ich gefragt, welches Fach jemand wie ich heute wählen sollte, wäre ich noch mal Anfang zwanzig. Vorher hatte ich Zivildienst gemacht, mittlerweile ist er abgeschafft. Deshalb war schon die Prämisse meiner Frage falsch. Friedrich Arndt erzählt, dass er es heute als Studienberater gar nicht so selten mit 17-Jährigen zu tun hat, die ihre Erziehungsberechtigten zur Beratung mitbringen. Denn Abitur machen heute viele halt schon mit 17. Die Anwesenheit behütender Eltern macht die Beratungssituation sicher nicht einfacher. Viele Studienanfänger seien heute sehr sicherheitsorientiert. Sie wollen etwas erstens Sinnvolles mit zweitens klarer Berufsperspektive studieren, Jura oder Betriebswirtschaft zum Beispiel. Das sind die Hits. Da will man



hin. Arndt warnt allerdings, wenn vor ihm eine Kandidatin sitzt, bei der er kein echtes Interesse an diesen Fächern spürt. Die weitverbreitete Ängstlichkeit der Studierenden kann er nicht nachvollziehen. "Die heutige Studentengeneration ist relativ klein, sie könnte von den Arbeitgebern viel fordern." Sein Rat, in einem Satz: Einfach studieren, worauf man Lust hat. Das sei immer noch die beste Wahl.

Während meines Studiums habe ich gelernt, einen Haushalt zu führen und zu überlegen, bevor ich rede.

Das Seminar "Nachhaltigkeit denken und gestalten" ist eine interdisziplinäre Veranstaltung, geleitet von der Historikerin Melanie Arndt und der Soziologin Nina Degele, Schwerpunkt Gender Studies. Dank dieses Seminars kann ich jetzt bei jeder Party mit dem Satz angeben: "Die Forderung nach Nachhaltigkeit hat übrigens Hans Carl von Carlowitz Anfang des 18. Jahrhunderts zum ersten Mal formuliert, in Deutschland." Als wir uns vorstellen, sollen wir sagen, wie wir angesprochen werden möchten. Also als Mann zum Beispiel, als Frau oder irgendwie anders. Niemand im Plenum kommentiert diesen Wunsch. Aber die meisten Teilnehmenden ignorieren ihn, zumal ihre Optik und ihr Vorname auf dem Schild, das wie in fast jedem Seminar vor uns steht, deutliche Gender-Signale senden. Die Frau, die hinter mir sitzt, schreibt auf ihr Namensschild als Ergänzung ein "sie" und malt eine Klammer um das "sie". Jetzt sieht es aus wie ein eingeblendeter Politikername im Fernsehen, "Friedrich Merz (CDU)". Es ist eine für alle etwas peinliche Situation.

Ich lasse es im Unklaren, ob ich Mann, Frau oder etwas Drittes bin. Es ist doch viel spannender, das selbst herauszufinden. Damit wir uns besser kennenlernen, werden Bilder von Kühen an die Wand projiziert. Die Kühe schauen, stehen, fressen Gras, was Kühe halt so tun. Jede Person soll jetzt sagen, mit welcher Kuh sie sich identifiziert und warum. Schon wieder ist also ein Bekenntnis gefragt. Ich komme als einer der Letzten an die



Reihe und wähle die Kuh, zu der sich bisher niemand bekannt hat, sie wirkt auf mich wirklich ein bisschen weniger aufgeweckt als die anderen. In einer nachhaltigen Welt sollte jede Kuh einen Studierenden abkriegen. Dann sehen wir uns als Film einen Vortrag des Soziologen Sighard Neckel an. Auf dem Weg zur totalen Nachhaltigkeit gibt es demnach drei Phasen. Zuerst kommt die ökologische Modernisierung der Wirtschaft, dann folgt die Transformation der Gesellschaft, am Ende stehen die Kontrolle des Ganzen durch den Staat sowie "ein gutes Leben ohne Wachstum und Wettbewerb".

Mir fällt mein *Kapital*-Kurs ein. Ich habe früher in Freiburg bei Michael Berger *Das Kapital* von Karl Marx intensivst studiert. Fast alle von uns taten das. Der Kurs war legendär, Berger sah sogar aus wie Marx. Transformation der Gesellschaft, Kontrolle durch den Staat, am Ende der Kommunismus, also ein Paradies ohne Wettbewerb, so viel anders als die Thesen von Sighard Neckel ist der Marxismus ja nun auch nicht gewesen. Berger hat erst vor zwei Jahren, hochbetagt, mit seinem *Kapital*-Kurs aufgehört. Zu schade, dass wir uns verpassen.

Als finalen Höhepunkt vergleichen wir das gerade frisch veröffentlichte Sondierungspapier der Ampelkoalition mit einem Text des Nachhaltigkeitspioniers Carlowitz. Tatsächlich, ein paar Ideen dort klingen ähnlich. Nachhaltigkeit wird gedacht und gestaltet.

Mären sind übrigens unterhaltsame, oft komische Geschichten in Gedichtform. Im Mittelalter konnten sich Autoren aus niederen Ständen damit Geld und Ruhm erwerben. Sie reisten von Ort zu Ort und trugen vor Publikum ihre Werke vor, ähnlich wie das heute Poetry-Slammer tun. Berühmt wurden der Schuhmacher Hans Sachs und jemand, von dem nur sein Künstlernaame "Der Stricker" überliefert ist. "Googeln Sie den Namen ruhig", sagt die Professorin Martina Backes. Die Gedichte heißen zum Beispiel *Der nackte Ritter*, *Der schwangere Mönch* oder *Das Nonnenturnier*, häufig sind sie



obszön, manchmal sehr obszön. Vor allem der Klerus kommt in den Mären nicht gut weg.

Kirchenkritik, sagt Backes, habe es das gesamte Mittelalter hindurch gegeben. Ein gewisses Maß an Opposition gegen die Obrigkeit war also möglich. Im Freiburger Münster hängt sogar ein Bild über dem Hochaltar, auf dem Petrus als einziger Apostel keinen Heiligenschein trägt, er schaut miesepetrig und ist schlampig angezogen. Damit wurde, erzählt Backes, der Papst geschmäht, offizieller Nachfolger Petri. Die angeblichen Heiligenreliquien in den deutschen Kirchen stammen übrigens nicht selten aus römischen Katakomben, von irgendwelchen anonymen Toten. Als die Freiburger einen Heiligen brauchten, kauften sie sich in Rom ein paar Knochen.

Die Geschichtswissenschaft in einem Satz: Weniges von dem, was wir für neu halten, ist wirklich neu. Das meiste gab es schon einmal in ähnlicher Art. Und Sündenböcke wurden immer gebraucht – eine gute Überleitung zum Antisemitismus.

In der Veranstaltung über Antisemitismus in der Popkultur sollen wir erst einmal herausfinden, wie man Antisemitismus erkennt. Die jungen Dozenten – es sind gleich drei – stellen den Studierenden einige Beispiele vor und lassen sie diskutieren: antisemitisch? Oder eher nicht? Überraschend eindeutig ist der Antisemitismusbefund des Seminars bei den Animationsfilmen der Comedyserie *Family Guy* aus den USA, die im deutschen Fernsehen bei ProSieben gezeigt werden. Ihr Schöpfer Seth MacFarlane arbeitet mit dem Klischee der "jüdischen Geldgier". Oder entlarvt er es nur? In den USA hat MacFarlane durchaus Verteidiger.

Anders liegt der Fall bei "Jana aus Kassel". Vielleicht erinnern Sie sich: Jana ist eine junge Frau, die sich als Rednerin auf einer "Querdenker"-Demo mit der Widerstandskämpferin Sophie Scholl verglichen hat und danach tagelang in den Medien niedergemacht wurde. Der Vergleich war unpassend, das



stimmt, um ihr Leben muss Jana zum Glück nicht fürchten. Für sie steht der Kampf gegen die Nazis allerdings für das Gute, was soll daran antisemitisch sein? Das Urteil des Seminars lautet: Freispruch für Jana.

Die Uni, diese hier jedenfalls, kommt mir oft wohltuend anders vor als die Medienwelt, aus der ich komme. Hier wird nicht so schnell und gnadenlos geurteilt, es wird nicht ganz so viel moralisiert, stattdessen geht es um Analyse. In keinem Seminar hatte ich den Eindruck, dass vorsätzlich, auf Teufel komm raus und ohne die Möglichkeit des Widersprechens eine bestimmte Weltsicht in die Hirne der Studenten gepflanzt werden soll, ein Eindruck, den ich bei manchen Medien ständig habe. Vielleicht hatte ich in Freiburg auch einfach bloß Glück. Es passierte aber ebenfalls nie, dass Studierende in einer Veranstaltung rebellisch wurden und dem Professor oder der Professorin mal energisch widersprachen, und das auch noch mit deutlich erkennbarer Sachkenntnis. So etwas konnte 1980 vorkommen.

Man versackt während des Studiums nicht mehr so leicht. Aber warum eigentlich nicht versacken?

Am Wochenende laufe ich durch die Stadt. Vor dem Kollegiengebäude II der Universität gibt es einen Stand mit Broschüren und eine Art Kundgebung. Eine Band spielt, zwei Frauen, ein Mann, noch jung, aber vielleicht etwas zu alt, um Studenten zu sein. An genau dieser Stelle standen früher die linken Gruppen und riefen fast täglich zur Revolution auf, die gern auch bewaffnet sein durfte. Diese Band aber sieht eher nach Hippies aus. Keine Gitarren für talentfreie Hippies – okay, sie klingen ganz passabel. Einen der Songtexte habe ich zum Teil mitgeschrieben: *"Wenn all das, was vor dir liegt / auf einmal einen Sinn ergibt / dann scheint durch die Dunkelheit / auf einmal ein Licht."*

Das Publikum applaudiert. Am Stand trägt jemand einen Hoodie mit der Aufschrift "Frieden – Freiheit – Demokratie".



Es sind Eltern, die Gruppe heißt "Eltern stehen auf", und sie protestiert gegen Corona-Impfungen für Kinder.

Mein Seminar zur Geschichte des Waldsterbens macht eine Exkursion ins bezaubernde Kleine Wiesental. Um so eine Exkursion genehmigt zu bekommen, müssen sechs verschiedene Formulare ausgefüllt werden. Das Seminar ist interdisziplinär und wird von dem Historiker Martin Bemann und dem Forstwissenschaftler Roderich von Detten geleitet. Beide versuchen, mit dem Missverständnis aufzuräumen, es handle sich beim deutschen Wald um sogenannte "Natur". Der Wald ist eine menschengemachte Kulturlandschaft und Produktionsstätte des Wirtschaftsgutes Holz, etwa die Hälfte davon gehört Privatpersonen. Eine Million Deutsche besitzen Wald. Viele haben ihn geerbt und lassen ihn heute verwildern, das Holz kommt dann halt aus anderen Ländern, Holz wird ja gebraucht.

Ziel der Exkursion ist der Wald von Heinrich Spieker. Vor 15 Jahren hat er, ein inzwischen emeritierter Forstwissenschaftler, sich drei Hektar Wald gekauft. Das meiste darin macht er noch selbst. Spieker ist ein wunderbarer Erzähler, so wie Schwendemann. Er erzählt, wie er Baumstämme entastet, damit ihr Holz schöner und wertvoller sein wird, wenn sie in vierzig Jahren gefällt werden, von wem auch immer. Er erzählt, dass in Schweden vor 250 Jahren Eichenwälder für die künftigen Schiffe der schwedischen Flotte gepflanzt wurden. Niemand ahnte, dass eines Tages die Kriegsschiffe gar nicht mehr aus Holz sein würden. Jetzt wird Eichenfurnier aus diesen Bäumen gemacht, und wieder pflanzen Menschen neue Eichen für die Menschen der Zukunft. Das ist Waldwirtschaft, Denken in Generationen und Jahrhunderten. Spieker erzählt, dass wegen des Klimawandels die Lärchen sterben und dass er jetzt für die übernächste Menschengeneration Douglasien aus Nordamerika pflanzt, die halten Trockenheit besser aus. Viele lehnen diese Art von Vegetationsmigration ab, fremde Arten, aber es muss



doch weitergehen mit dem Wald. Sollen wir den Enkeln Brachland vererben?

Das Waldsterben der Achtzigerjahre sei, anders als der Klimawandel, hauptsächlich mediengemacht gewesen, sagt Spieker. Wenn es zur Untersuchung eines bestimmten Phänomens erst mal Forschungsgelder gebe, setze dies den Anreiz, dessen Existenz zu bestätigen. Sein Kollege von Detten unterbricht ihn. Dies sei jetzt aber eine Minderheitsmeinung. Spieker bleibt stehen, mitten im Mischwald wächst ein kleiner, zarter Kirschbaum. Spieker sagt: "Kirschbäume mögen alle." Aber nicht jeder kann ein Kirschbaum sein.

Ich lasse es im Unklaren, ob ich Mann, Frau oder etwas Drittes bin.

Die Studierenden sind durchweg begeistert von Spieker. Auf der Rückfahrt kommt das Gespräch auf den Superstar der Forstwissenschaft, den Bestsellerautor Peter Wohlleben. Der sei eine Reizfigur und werde in der Fachwelt von vielen abgelehnt, sagt von Detten: "Da spielt auch Neid 'ne Rolle." Die reine Wissenschaft, frei von wissenschaftsfernen Motiven, gibt es wohl wirklich nur selten.

Bei den Historikern stehen die wichtigsten Informationen für Studienanfänger im "Tutoriumsreader", darunter ein Rat für mündliche Prüfungen, den ich zunächst für bizarr hielt: "Einsilbige Antworten werden fast immer zum Nachteil der geprüften Person ausgelegt." Heinrich Schwendemann hat erzählt, dass ihm wirklich schon mal in einer mündlichen Prüfung die Fragen ausgegangen sind, wegen der knappen Antworten des Prüflings.

Vielleicht bin ich deshalb mit den Studierenden nicht wirklich ins Gespräch gekommen. Sie sind ein bisschen wortkarg. Wenn ich es versucht habe, kam nie etwas, das der Erwähnung wert wäre. Sie sind bestimmt klug, aber vorsichtig und defensiv. Sie



sind freundlich, höflich und kurz angebunden. Vielleicht aber auch ängstlich, das kann sein. Meistens kamen sie allein ins Seminar und gingen am Ende auch allein.

Ein Beispiel, von mir destilliert aus drei, vier Dialogen: "Gefällt es Ihnen hier an der Uni?" – "Ja." – "Gibt es auch etwas, das Ihnen nicht so gefällt?" – "Corona. Schrecklich, oder?" – "Und die Mieten?" – "Genau. Sehr hoch." – "Ich schreibe etwas, ich hatte das im Seminar erzählt." – "Ja, spannend. Viel Erfolg." – "Was möchten Sie denn beruflich mal machen?" – "Ich denke über Verschiedenes nach, Sie wissen, wie das ist." – "Wie wär's mit einem Kaffee?" – "Sehr gern, aber ich muss weiter. War schön, mit Ihnen zu reden."

Sie wollen auf keinen Fall einen Fehler machen. In den Pausen rauchen manche unauffällig und diskutieren darüber, welcher der Historiker, die regelmäßig im Fernsehen auftreten, der beste sei. Der Australier und Deutschland-Experte Christopher Clark ist wohl am beliebtesten.

Im Café Atlantik findet ein Poetry-Slam statt. Das Atlantik, also das frühere Neumeyer, ist tatsächlich noch eine echte Studentenkneipe, Mittagstisch ab 2,80 Euro. Die Lasagne Mexiko, mit Bohnen, scheint bisher nicht wegen kultureller Aneignung negativ aufgefallen zu sein. Sieben Slam-Poeten treten an, vier davon Frauen, jede hat sechs Minuten, um mit ihren Texten und ihrer Performance den Saal zu erobern. Zur Jury gehört, wer sich im Publikum für diesen Job schnell genug meldet und vom Moderator ausgewählt wird, zwei von fünf Jurymitgliedern heißen Anna.

Drei der Poeten sind schon älter, darunter eine Mathelehrerin und Jaromir, ein 64-jähriger Tscheche, der wegen seiner rollenden R-Laute, die wahrscheinlich an das Rauschen der Moldau bei Regenwetter erinnern, und wegen Formulierungen wie "bratwurstbraune Augen" oder "eine brutal bebrillte Blondine" gefeiert wird.



Die Texte der Slammer handeln vom Viel-zu-dick-Sein, vom Viel-zu-dünn-Sein, vom Veganersein, von der Männer- oder Frauensuche, von Ansprüchen, denen man nicht genügt. Der lustige Veganer – "ich esse nicht für mich, sondern für eine bessere Welt, wo Hafermilch und Agavendicksaft fließen" – kommt mit Jaromir ins rein männliche Finale, beide verlieren dort gegen den viel zu dünnen Lenny aus Mainz. Am Ende des Slams macht der Moderator noch einmal Stimmung. Er bringt die Menge sogar dazu, im Chor zu skandieren. Alle rufen gemeinsam, immer wieder: "Ich bin ersetzbar! Ich bin ersetzbar! Ich bin ersetzbar!"

Hatte der Studienberater nicht von den blendenden Berufschancen dieser Generation gesprochen? Vielleicht hat sie eine allgemeine Zukunftsangst, dafür gibt es ja genug Gründe. Auf jeden Fall kann alles, was du sagst oder tust, dir heute ewig nachgetragen werden, irgendwo steht es geschrieben und kann eines Tages gegen dich verwendet werden. "Nein" ist ein riskantes Wort. Das ist der Unterschied zwischen dem Studium im Jahr 1982 und heute.

Genau.